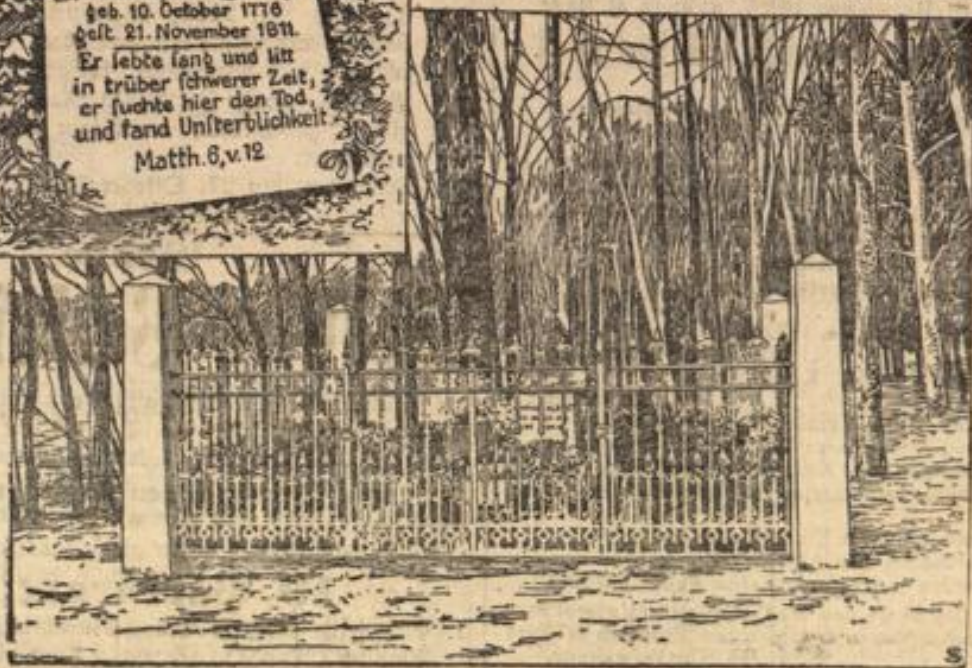




Das Grab des Dichters Heinrich v. Kleist



Das deutsche Volk erfüllt eine Ehrenpflicht, daß jetzt auf Kosten des Reiches das Grab des Dichters Heinrich von Kleist gepflegt wird. In den neuen Etat sind 10000 A. eingestellt, eine Summe, die ausreicht, die letzte Ruhestätte eines großen nationalen Dichters würdig zu schmücken und dauernd instand

zu halten. Der bisherige Zustand des Grabes war fast unwürdig zu nennen, es war sogar in Gefahr, gänzlich vom Erdboden zu verschwinden. Heinrich von Kleist erlitt bekanntlich durch Selbstmord, seine Grabstätte war lange Jahrzehnte hindurch ein Wallfahrtsort für seine Verehrer.

beim Schriftführer (Herrn Dr. Grünhut, Bismarckring 8) erbeten wird. Die neuen Erweiterungen des Naturhistorischen Museums sind am Montag, den 11. Dezember, von 11—1 Uhr vormittags, im Museumsaal zur öffentlichen Besichtigung ausgestellt.

Der Nassauische Verein für Naturkunde und Geschichtsforschung. Am nächsten Mittwoch, 6. Dezember, abends 8 Uhr, findet im großen Saale des Museums (Wilhelmstraße 20) die diesjährige Hauptversammlung statt. Außer dem Geschäftsbericht des Vereins seitens des Schriftführers gibt an diesem Abend Herr Museumsdirektor Prof. Dr. Ritterling, wie üblich, eine Jahresübersicht über die vom Landesmuseum nassauischer Altertümer veranstalteten archäologischen Untersuchungen und die im Laufe des vergangenen Jahres für das Museum erworbenen Gegenstände. Die interessantesten und wichtigsten davon sind zugleich im Saale ausgestellt und können vor Beginn der Versammlung und in einer zu diesem Zwecke stattfindenden Pause, sowie am folgenden Tage zwischen 11—1 Uhr besichtigt werden. Außer diesen Jahresberichten findet ein halbstündiger Vortrag des Vereinsdirektors Herrn Geh. Archivrats Dr. Wagner statt über das mittlere Wiesbaden. Es wird also das Interessante an diesem Abend, zu dem alle Mitglieder

des Vereins, sowie überhaupt alle Freunde historischer und archäologischer Studien, auch Damen, herzlich willkommen sind, reichlich geboten werden. Die weitere Tagesordnung wolle man aus dem Anzeigenteile erfahren. Nach der Versammlung wird um 8 Uhr ein einfaches Abendessen im Hotel „Grüner Wald“ eingenommen werden. Eine Liste zur Teilnahme wird im Saale zirkulieren.

Schwächliche in der Entwicklung oder beim Lernen zurückbleibende Kinder, sowie blutarme, sich mattfühlende und nervöse überarbeitete, leicht erregbare Erwachsene jeden Alters gebrauchen als Kräftigungsmittel mit grossem Erfolg **Dr. HOMMEL'S Haematogen**. Der Appetit erwacht, die geistigen und körperlichen Kräfte werden rasch gehoben, das Gesamt-Nervensystem gestärkt. Man verlange jedoch ausdrücklich das echte „Dr. Hommel's“ Haematogen und lasse sich keine der vielen Nachahmungen aufreden.

Tel. **Conrad H. Schiffer**, 6693
3046 Hofphotograph, jetzt Taunusstr. 24.

Jagdwesten

alle
Größen,
alle
Preislagen.



beste
haltbarste
Qualitäten.

Arbeitswämse

8003 empfiehlt in grösster Auswahl

L. Schwenck, Mühlgasse 11/13,
Strumpfwaren und Tricotagen.

LOKALES

Wiesbaden, 4. Dezember 1905.

* **A. Wilhelmj Alt.-Ges.**, Gattenheim in Biqu. Der „Biq.“ zufolge sind Verhandlungen im Gang, um den immer noch ziemlich großen Restbestand des Weinlagers der Wilhelmj Weinbau-Alt.-Ges. i. B. im ganzen zu veräußern.

* Der **Nassauische Verein für Naturkunde** hält Sonntag, 10. Dezember, vormittags 11½ Uhr, im Saale des Museums seine Generalversammlung ab. Tagesordnung: 1. Jahresbericht, erstattet vom Vereinsdirektor Herrn Geh. Sanitätsrat Dr. A. Pagenstecher. 2. Vortrag des Herrn Hofrat Dr. Hogen (Frankfurt a. M.) „Ueber meine diesjährige Reise in Sumatra und Bantam“ (mit Lichtbildern). 3. a) Antrag des Vorstandes auf Zusammenlegung des Vereinsjahres mit dem Etatsjahr und entsprechende Verlängerung der Vollmachten des Vorstandes um ein Vierteljahr. b) Anträge und Wünsche der Mitglieder. Nachmittags 1 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen im „Cafino“ (Friedrichstr. 22), wozu vorherige Anmeldung

Bei der Fleischsteuerung

Man verlange ausdrücklich **MAGGI'S Suppen** mit dem „Kreuzstern“.

Kann die Hausfrau — ohne erst lange Fleisch kochen zu müssen — mit

MAGGI'S Suppen

mit dem Kreuzstern

doch wohlgeschmeckende, nahrhafte Suppen auf den Tisch bringen. Ein Würfel zu 10 Pf. giebt in kürzester Zeit — nur mit Wasser — 2 gute Teller.

972356



Gold-, Silberwaren,

Uhren, grösste Auswahl, bekannt billige Preise. **Fritz Lehmann, Juwelier, Langgasse 3. Telefon No. 3143. Reparaturen. Neuarbeiten**

Weihnachts-Bestellungen

für Wäsche jeder Art erbitte mir im Interesse einer exacten, tadellosen Lieferung frühzeitig.

Geeignete Stoffe habe in reicher Auswahl bei billigster Calculation auf Lager, ebenso sind Stickereien, Spitzen, Besätze für Wäsche in den neuesten Mustern eingetroffen.

Carl Claes, Bahnhofstr. 10.

2276

GEGR. 1871. TELEPHON 131.

MÖBELHAUS
GUSTAV SCHUPP NACHF.
INH.: FRITZ MAHR.

LEISTUNGSFÄHIGSTES ETABLISSEMENT FÜR VORNEHME WOHNUNGS-, HOTEL- U. PENSIONS-EINRICHTUNGEN IN ALLEN PREISLAGEN. DEKORATIONEN — TEPPICHE — GARDINEN.

WIESBADEN
TAUNUSSTRASSE 39.

DAUERHAFT GARANT. FEINE REFERENZEN. FRANKO LIEFERUNG.

Gehittet in Glas, Marmor, Alabast., fow. Kunstgegenstände aller Art (Porzellan feuerfest u. im Wasser haltb.) 4138
Uhlmann, Pilsenplatz 2.

Uhren repariert

Ich kann gewissenhaft, billig der Preis wird stets vorher gesagt.
Peter Henlein,
Kirchgasse 40, 5603

Heberzicher
Monogramme, mit 14. Waagen, auf Sammet geb., per Stück 4 Pf., in Gold 6 Pf.
Hochstraße 2 (Neub.), 514.

Lehr-Institut für Damen-Schneiderei.

Unterricht im Maßnehmen, Musterzeichnen, Zuschneiden und Anfertigen von Damen- und Kinderkleidern wird gründlich und sorgfältig erteilt. Die Damen fertigen ihre eigenen Costüme an, welche bei einiger Aufmerksamkeit tadellos werden. Sehr leichte Methode. Die besten Erfolge können durch zahlreiche Schülerinnena nachgewiesen werden.

Nähere Auskunft von 9—12 und von 3—6 Uhr.
Prospekte gratis und franko.
Anmeldungen nimmt an gegen
Marie Wehrlein, Friedrichstr. 36,
Gartenhaus 1. Etad, im Hause des Herrn R. P. 14.

Kartoffel-Handlung,

Christian Diels,
Zimmermannstr. 3. Telefon 479. Grabenstraße 9.
empfiehlt Winterkartoffeln in bester Qualität zu den billigsten Tagespreisen.

22



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 284

Dienstag, den 5. Dezember 1905.

20. Jahrgang

Gesüht.

Roman von Mrs. Lovett Cameron. Einzige autorisierte Bearbeitung.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

In einer Hinsicht fühlte sich Lyon dankbar und befriedigt. Er hatte es nie für möglich gehalten, daß Anna sich selbst und ihn der Qual aussetzen werde, bei seiner Hochzeit anwesend zu sein. Er hatte gehofft und geglaubt, daß sie Krankheit heucheln und in ihrem Zimmer bleiben werde. Aber der bloße Gedanke, daß sie unter dem Dache sei, unter welchem die Hochzeitsfeierlichkeiten stattfinden sollten, war ihr peinlich, und er fühlte sich so sehr durch den Umstand erleichtert, daß sie fort wollte, daß er gerne bereit war, ihr auf jede nur denkbare Weise behilflich zu sein.

Um gut zu überlegen, trat er an seinen Schreibtisch und warf hastig ein paar Zeilen auf ein Blatt Papier.

„Du wirst, so bald als nur irgend möglich, eine Einladung zu meiner Tante, Fräulein Candès, bekommen,“ schrieb er, steckte das Blatt in einen Umschlag, und legte ohne jeden weiteren Kommentar einen größeren Gelbbetrag dazu; er wußte, daß Anna in diesem Falle ohne Bedenken, auch ohne ein Wort darüber zu verlieren von ihm eine Unterstützung annehmen werde.

Der Brief, welchen er dann an die Gesellschafterin seiner Tante, an Fräulein Lewis schrieb, war ein kunstvolles Elaborat. Er bat, diese möge die alte Dame dazu veranlassen, unter Einschluss an ihm, eine Einladung an eine alte Bekannte von ihm zu senden, die sich momentan in Notlage befinde, und die er deshalb als Gast, für den er zu zahlen bereit sei, auf die Dauer einiger Zeit gerne im Heim seiner Tante untergebracht wüßte. Sie werde für die Dauer von ein oder zwei Wochen verbleiben, und jede daraus erwachsende Auslage sei er mit Vergnügen bereit, zu bestreiten. Er fügte dann noch die Bitte hinzu, man möge die Einladung an Fräulein Newton adressieren. Lyon wußte, daß die beiden Damen bereit waren, jede Bitte zu erfüllen, die er an sie stellte, so selbstsam und unsäglich diese ihnen vielleicht auch erscheinen mochte. Sie würden ihn nicht mit Fragen quälen, sondern genau das tun, was er von ihnen begehrte. Und wenn es auch nur zwei alte Frauen waren, so brauchte er sich deshalb doch nicht als vollständig freundlich und verlassen anzusehen.

Am Morgen des Tages, an welchem das Fest bei Fräulein Swetenham stattfinden sollte, erhielt Anna einen mit verstellter Handschrift adressierten Brief. In der Einlage standen auf dem Couvert nur die Worte: „Für Fräulein Newton.“ Anna begriff sofort, um was es sich handle. Sie errödete, steckte den Brief hastig ein und erhob sich bald darauf, um das Zimmer zu verlassen. In ihrer Verwirrung aber verabsäumte sie es, den äußeren Briefumschlag ebenfalls zu verbergen. Als sie sich vom Tische erhob, fiel derselbe unbemerkt zu Boden und, bald nachdem sie das Gemach verlassen, sah ihn Tanten und hob ihn auf. Ein gewöhnlicher Briefumschlag mit dem lokalen Poststempel. Frau Stubbs wollte ihn achlos in den Papierkorb werfen, plötzlich aber bestieten sich ihre Blide auf die Adresse. Selbstsamweise sind Männer nie im Stande, ihre Handschrift erfolgreich zu verstellen. In diesem Falle hatte sich

Lyon überdies geschämt, daß die Verhältnisse ihn zwingen, zu so niederer Verstellungskunst seine Zuflucht zu nehmen. Vielleicht hatte kein Unrecht, das er sich zu Schulden kommen ließ, sein Gemüt so schwer belastet, als die an und für sich geringfügige Kleinigkeit, daß er danach strebte, vor dem Mädchen, welches er liebte, die Tatsache zu verbergen, daß er einen Brief an Anna geschrieben. Er hatte gefunden, daß er sich selbst erniedrige, indem er eine Kalligraphie zu schreiben sich abmühte, in der man die seine nicht erkennen sollte, und doch war es unmöglich, Anna eine Botschaft zu senden, ohne zu heucheln. Das natürliche Resultat seiner Aufregung war in dem Umstande zu suchen, daß er schlecht seine Handschrift verstellte, so schlecht, daß Tanten sofort wußte, wer jenen Brief geschrieben.

Mit schmerzlichem Weh sagte sie sich, daß Lyon wenige Tage vor seiner Vermählung mit Edith mit Anna in geheimer Korrespondenz stehe. Mit jener Anna, welche nicht leiden zu können er vorgab, und für die er scheinbar ein Fremder war. Bis in ihr tiefstes Innerstes erschreckt und entsetzt über diese Entdeckung, steckte Tanten das Couvert ein und trug es in ihr Zimmer. Dort untersuchte sie die Handschrift ganz genau und überzeugte sich alsbald, daß der Brief, den Anna erhalten, tatsächlich nur von dem Verlobten Ediths herrühren könne.

Tanten sann und überlegte hin und her und siehe da, die Glieder der Kette ließen sich nur allzu leicht ineinander fügen. Das undurchbringliche Geheimnis hing an, klar zu werden. Der Umstand, daß er seit ihrer Ankunft das Heim seiner Braut so wenig als nur irgend möglich besuchte, seine oft zum Ausbruch gebrachte, scheinbar vollkommen unbegründete Abneigung vor Ediths italienischer Cousine, vor allem die verräuchernden Umstände, welche Tanten aus Annas Vergangenheit wußte, alles, alles schien nur zu klar und zu deutlich ineinander gefügt zu sein. Die arme alte Dame fühlte sich vollkommen vernichtet und brach in einen heißen Tränenstrom aus.

„O, mein gutes, liebes Kind!“ schluchzte sie fassungslos, „was in aller Welt soll ich tun? Wirst du es wirklich ruhig mit ansehen, wie sie betrogen und hintergangen wird? Meine arme, gute Edith! Oder soll ich ihr das Herz brechen, soll ich ihr die Wahrheit sagen?“ Sie weinte von neuem und rang fassungslos die Hände.

Tanten zweifelte natürlich keinen Augenblick, daß der Brief, welchen Lyon an Anna geschrieben, der Beweis eines verbrecherischen Einverständnisses zwischen den beiden sein müsse. Ja, sie glaubte mit Sicherheit annehmen zu können, daß es beiden vollkommen einerlei sei, ob das Herz ihres Lieblinges gebrochen werde oder nicht.

Wieder und immer wieder stellte sie sich die angstvolle Frage, was denn zu tun das Rechte sei und küßte sich doch vollkommen unfähig, eine sie auch nur halbwegs befriedigende Antwort darauf zu finden.

Freilich flüsterte ihr das Gewissen zu, daß sie eigentlich bemüht wäre, dem Bruder reinen Wein einzuschmecken, aber sie fürchtete sich, es zu tun, denn sie wußte, daß er unbedingt

Romödie.

Erzählung aus dem Großstadtleben von W. Schönan.

(Nachdruck verboten.)

Herbstwetter! Heulend jagt der Nordwind durch die Straßen, eine Wolke von Staub und dürrer Blättern vor sich herwälzend. Ein Regenschauer prasselt hernieder. In wilder Hast flüchten die Spaziergänger in die Cafés und Restaurants. Die eben noch mäßig besetzten Straßenbahnwagen sind im Nu überfüllt. Die Haltestellen gleichen wimmelnden Ameisenhaufen. Bei jedem neuankommenden Wagen das selbe rücksichtslose Drängen und Stoßen der Menge. Unter ihr befindet sich eine ärmlich gekleidete, blasser Frau mit einem Säugling auf dem Arm, an der anderen Hand führt sie ein kaum zweijähriges Mädchen, ein etwa dreijähriger Bub' klammert sich ängstlich an ihre Rockfalten. Schon vier Wagen sind vorübergefahren, und noch ist es ihr nicht gelungen, Platz zu finden, immer wieder ist sie zurückgedrängt worden. Da endlich beim fünften erbarnt sich eine mitleidige Seele und hebt ihr die Kinder auf den Perron des Wagens. Es sind gerade noch drei Plätze frei.

„Zwei zu zehn!“ sagt die Frau und reicht dem Kondukteur zwei Zehnspfennigstücke. Er schüttelt den Kopf und verlangt dreißig Pfennige.

„Aber sie sind doch unter vier Jahr!“ stottert sie mit einem Blick auf die beiden neben ihr sitzenden Kinder.

„Ein Kind ist nur frei, die andern müssen voll bezahlen,“ erwidert der Gestrenge unwirsch und sieht ungeduldig zu, wie die Frau mit der freien Rechten das Geldbeutelchen hervorzieht und nach längerem Suchen den dritten Zehnspfenniger herausnestelt.

Ein tiefer Seufzer hebt dabei die Brust der Frau und mit bekümmertem Ausdruck irren ihre Augen über die Gesichter ihrer Fahrtgenossen, die teils mitleidig, teils gleichgültig dem Vorgang zusehen.

„Unbegreiflich!“ sagt halblaut die elegante Dame zu ihrem Begleiter. „Das fährt vier Mann hoch mit der Gekleideten, und dabei sieht die Not aus jeder Kleiderfalte.“ Dabei mustert sie kühl über die Schulter die ärmliche, vielfach gestickte, aber peinlich saubere Garderobe der Frau und ihrer Kinder. Diese mußte die herzlosen Worte verstanden haben, eine leichte Röte überfliegt momentan die schmalen Wangen, und in den Augen schimmert es feucht, als sie zu der Sprecherin gewendet entschuldigend sagt:

„O, meine Dame, glauben Sie nicht, daß ich zum Vergnügen mit den Kindern fahre. Der Weg ist weit, die Kleinen schaffen's nicht, dazu der schneidende Wind —“

„Na eben,“ unterbricht sie jene. „Bei solchem Wetter gehören die Wärmer in die warme Stube.“

Wieder sieht sich ein Seufzer über die Lippen der Armen. „Sie haben ja recht,“ nickt sie, „aber ohne Aufsicht können sie nicht allein zu Hause bleiben, und ich habe niemand, der nach ihnen sieht. Mein Mann —“ Tränen erlösen ihre Stimme, und tief senkt sie das Haupt auf die Brust. Dabei berührt sie das Köpfchen des Jüngsten, der aufblickend und die Tränen in den Augen der Mutter bemerkend, ihr schmeichelnd mit den biden Händchen ins Gesicht patst und „Mama dut sein“ lallt, während das kleine Mädchen zu ihrer Rechten zärtlich ihren Arm umklammert. Der Älteste, der sein Mitgefühl nicht handgreiflich betätigen kann, rückt unruhig auf seinem Sitz hin und her, dabei unverwandt die Mutter ansehend und im blassen Gesichtchen einen so wehleidigen Zug, daß die vis-à-vis sitzenden Fahrgäste — eine alte Dame und ein junges, auffallend hübsches Mädchen — gerührt sich herüberbeugen und dem kleinen Schelm liebevoll das Köpfchen streicheln.

„Welch liebe Kinder!“ sagt das junge Mädchen.

„Ja, es sind liebe, gute Kinder,“ bestätigt die Mutter und fährt sich verstohlen mit der Hand über die Augen. „Und es ist kaum zu fassen, wie ein Vater so herzlos sein kann, diese Kinder dem Elend preiszugeben und auf und davon zu gehen. Ich war eben deswegen auf der Polizei und beim Pfarrer, daß man ihn zu seiner Pflicht anhält. Seit sechs Wochen ist er fort, ohne uns einen Pfennig zu schicken, und ich kann's nicht schaffen allein. Ich habe gearbeitet Tag und Nacht, und trotzdem steht die Not vor der Tür.“

In hastiger, abgerissener Weise, mit tief gesenkten Augen hat die Frau diese Worte hervorgestoßen. Teilnehmend lauschen die Fahrgäste dieser Erzählung, die trotz der Alltäglichkeit solchen Elends doch immer wieder packt. Verschiedene Hände regen sich, um verstohlen das Portemonnaie zu ziehen und eine milde Gabe für die verlassenen Kinder zu spenden. Das junge Mädchen ist die erste, die dem

Kleinen Duben ein Geldstück in die Hand drückt, andere folgen dem Beispiel, und bald kann die kleine Faust all die großen und kleinen Münzen kaum noch fassen. Mit ausleuchtenden Augen nimmt er sie in Empfang, um sie dann mit drolliger Wichtigkeit in der Mutter Schoß zu legen, ihr dabei gönnerhaft und tröstend zugleich aufs Knie klopfend, als wolle er sagen: Nun gräm' dich nicht weiter, du siehst ja, wie ich für dich sorge!

„Bedanke Dich bei den gütigen Leuten,“ flüstert die Mutter und neigt dankend das Haupt gegen die Geber, wobei sie aber in seltsam scheuer Weise vermeidet, ihnen frei ins Auge zu sehen.

Schräglüber aus der Ecke des Wagens läßt sich plötzlich das fette Organ einer älteren, unendlich korpusculenten Dame vernehmen:

„Warum wenden Sie sich nicht an einen Armenverein? Gerade hier bei uns wird so viel für die Armut getan. Natürlich,“ fügt sie salbungsvoll hinzu, „nur für würdige Arme.“

Das Wort „würdige Arme“ scheint bei der armen Frau eine wunde Stelle zu berühren, noch tiefer senkt sie die Stirn, noch scheuer wird ihre Haltung. Bei der nächsten Haltestelle raucht die starke Dame hinaus und legt im Vorbeigehen eine Visitenkarte auf das Knie der Frau.

„Wenden Sie sich morgen nachmittag um fünf Uhr bei mir; ich will sehen, ob ich für Sie etwas erreichen kann beim Elisabeth-Verein. Aber ohne die Kinder, bittet!“

Ein mißbilligendes Murmeln erhebt sich im Wagen über die menschenfreundliche Dame, die noch eben gehört hat, daß die arme Frau ohne die Kinder nicht vom Hause fort kann, und die als einzige von den Fahrgästen ihr Mitleid ohne den klingenden Nachdruck befundet.

Verächtlich dreht die arme Frau die Karte in der Hand her und hin, um sie dann seufzend in die Rocktasche zu schieben. Jetzt ist das Ziel ihrer Fahrt erreicht. Demütig grüßend verläßt sie mit ihren Kindern den Wagen und verschwindet um die Ecke der nächsten Querstraße, nachdem sie sich mehrmals scheu umgewandt, gerade so, als ob sie fürchte, verfolgt zu werden.

Vor einer der häßlichen grauen, vielstöckigen Mietskasernen der Vorstadt macht die arme Frau halt, nachdem sie in einem Vorposteller verschiedene kleine Einkäufe besorgt. Mühsam schleppte sie sich mit der doppelten Last die vier Treppen zu ihrer Wohnung empor, die beiden andern Kleinen vor sich herschiebend, sie unermüdet zur Vorsicht mahnend, damit sie in der tiefen Dämmerung des Treppenhauses nicht zu Falle kommen.

Endlich sind sie oben. Tiefaufatmend lehnt sie sich einen Augenblick gegen den Türpfosten und neigt hochend das Haupt. Lautes Schnarchen schallt ihr entgegen. Die Kinder zur Ruhe mahnend, öffnet sie leise die Tür und schleicht mit ihnen durch das schwachbeleuchtete und kärglich möblierte Stübchen in die daneben liegende Kammer. Mit scheuen Blicken streift sie das schmale Bett an der Wand, auf dem in voller Kleidung ein kräftiger, noch junger Mann in festem Schlaf liegt.

Behutsam schließt sie die Kammertür, bringt die müden Kleinen zu Bette, und nachdem sie jedem eine Saugflasche voll lauwarmen Milchsaftes gefüllt und den beiden ältesten eine Brotschneide gegeben, kehrt sie in die Stube zurück, wo noch immer die raselnden Schnarchtöne erklingen. Um das kleine Petroleumlämpchen zu entzünden, muß sie an dem Bett vorüber. Voller Ekel wendet sie den Kopf zur Seite, denn ein intensiver Schnapsgeruch entströmt dem offenen Munde des Mannes. Jetzt fällt der Schein der Lampe auf sein Antlitz, das, blaß und gedunsen, dennoch Spuren von Schönheit zeigt. Das verwilderte Haar ist noch voll und lodig, und der offene Mund zeigt feste, weiße Zähne. Unwillkürlich bleibt die Frau stehen und blickt hernieder zu dem Schlafenden, den sie früher wohl hundertmal ihr Glück genannt und der jetzt die Qual ihres Lebens ist.

Seufzend schleicht sie zum Tische inmitten der Stube, dreht den Blendschirm der Lampe so, daß das Licht den Schlafenden nicht belästigt, und setzt sich, mit dem Rücken gegen ihn gewendet, nieder, um bei dem fargen Licht große rote Monogramme in seine Taschentücher zu sticken. Ab und zu nimmt sie aus einem braunen Henkeltöpfchen einen Schluck Kaffee und beißt in die trockene Brotschneide.

Während sie, tief auf die mühselige Arbeit geneigt, fleißig die Nadel handhabt, fliegen die Gedanken in die Vergangenheit zurück, und sie sieht sich mit dem Manne dort vor dem Altar der Petrikirche stehen, glaubt deutlich die Worte des alten, ehrwürdigen Pfarrers zu hören, der so schlicht und einbringlich von den Pflichten der Gatten, von nie aufhörender

„Liebe und Treue sprach. Und dann die ersten Wochen im eigenen, bescheidenen, aber ach so trauten Heim! Die Geburt des Stammhalters! Was waren das für glückliche, seltsame Zeiten gewesen, und wie rasch waren sie verflogen. Der erst so fleißige, nüchterne Mann geriet in schlechte Gesellschaft, die, unzufrieden mit ihrem bescheidenen, aber auskömmlichen Loose, an der bestehenden Ordnung der Dinge zu rütteln versuchte und ihn auch zum Trinken aufreizte. Wie hatte sie gebeten und gelehrt, diesen Verkehr zu meiden, wie ihn ermahnt, mit seinem Lose sich zu begnügen! Umsonst, er war weitergegangen auf der abschüssigen Bahn; bald gehörte er zu den Rädelshörnern, verlor infolgedessen seine Stellung und sank nun rasch tiefer und tiefer. Die Polizei hatte bereits ein wachsameres Auge auf ihn, er zählte zu den gefährlichen, aufreizenden Elementen, welche das Wohl der Bürger bedrohen. Die Nächte durchtrank er, die Tage durchschlief er und bürdete den schwachen Schultern der Frau die Sorge für die Erhaltung der Familie allein auf. In ihrer Verzweiflung war sie eines Tages zu dem Pfarrer gelaufen und hatte seinen Beistand erfleht. Der alte Herr war auch gekommen und hatte den Verirrten auf den Weg der Pflicht zu lenken versucht. Schweigend waren seine Vorstellungen angehört worden, und er verließ hoffnungsvoll das Haus, dieses Schweigen als Bitterkeit deutend.“

Schaudernd denkt die stille Frau an die Mißhandlungen, die ihr nach dem Fortgange des Pfarrers wurden, und da — an diesem Abend hatte das Elend erst recht begonnen. Er hatte sie zu Boden gestoßen, und bei dem Falle war ihr das Portemonnaie aus der Tasche gegliitten. Wierig hatte er es an sich gerissen und gefragt, woher das Geld wäre. Da hatte sie zögernd gestanden, daß sie auf der Rückfahrt vom Pfarrer in der Elektrischen von ihrem Elend erzählt und mitleidige Fahrgäste ihr das Geld geschenkt. Furchtsam hatte sie sich niedergebückt, neuer Mißhandlungen gewärtig. Aber der Unhold war in lautes Lachen ausgebrochen und hatte gemeint, daß das ja ein sehr einträgliches Geschäft sei und gewiß noch lohnender würde, wenn sie sich als von dem Manne verlassen hinstellte. Den größten Teil des Geldes hatte er noch in derselben Nacht verjubelt, und unter den rohsten Mißhandlungen zwang er das widerstrebende, unglückliche Weib, dieses einträgliches Geschäft fortzusetzen.

Mit Bittern und Bagen, in steter Angst vor Entdeckung, hatte sie es wieder und wieder getan und immer andere Linien der Straßenbahn befahren. Man hätte meinen sollen, daß diese Komödie, wie sie es nannte, ihr immer geläufiger werden müsse, aber im Gegenteil, immer schwerer und schwerer wurde sie ihr. Es war da etwas in ihrem Innern, was gewaltig aufschrie gegen diesen Erwerb; sie schämte sich vor sich selber und vor ihren Kindern. Wählte sie doch die unschuldigen Augen ihres Ältesten in banger Frage auf sich gerichtet zu sehen, wenn sie von dem davongelaufenen Vater erzählte. Sie, die stets die Lüge als Todsünde gehaßt hatte, mußte nun fast täglich diesem Laster fröhnen und, was so unsagbar schwer war, vor den Augen ihrer Kinder.

Fiebernd lag sie nachts im Bett und zermarterte sich das Hirn nach einem Ausweg aus dieser Qual. Endlich kam ihr ein rettender Gedanke. Eine Bekannte, deren Mann gestorben, erwartete sich den Lebensunterhalt für sich und ihre vier Kinder mittels einer Strickmaschine und zwar verhältnismäßig leicht. Heimlich erkundigte sie sich nach dem Preise einer solchen und erfuhr, daß eine gebrauchte, aber gute Maschine für 70 Mark verkäuflich sei und bei 50 Mark Anzahlung ihr gegeben würde.

50 Mark! Ein Vermögen für die Ärmste! Sie beschloß, von nun an von dem „einträgliches Geschäft“ jedesmal heimlich ein Säulchen wegzustechen, bis sie eine größere Summe beisammen. Dann würde vielleicht der Verkäufer mit sich reden lassen und ihr auch für weniger als 50 Mark Anzahlung die Maschine leihen.

Als die eifrig stidende Frau bei diesem Punkte ihres Gedankenanges angekommen ist, läßt sie die Arbeit sinken und steht leise auf. Ein heißes Verlangen, den ersparten Schatz zu sehen, erfasst sie. Auf den Beinen läuft sie zu der Kommode, zieht einen Schub auf und entnimmt einem Paar zusammengegerollter Strümpfe eine kleine, runde Schachtel. Mit dieser kehrt sie, einen prüfenden, klüchtigen Blick auf den noch immer Schnarchenden werfend, an den Tisch zurück. Dann zieht sie ihren Geldbeutel hervor, zählt den heutigen Gewinn und legt den an ihren Mann abguleihenden Teil auf den Tisch. Den Rest behält sie in der Hand, schüttelt den Inhalt der Schachtel dazu und zählt nun langsam die Geldstücke in jene zurück.

„Zweihundzwanzig Mark und sechzig Pfennige!“ flüstert sie vor sich hin. „O Gott, wie lange muß ich da noch Komödie spielen, ehe ich zu einem ehrlichen Erwerbe komme!“

Ob sie sich nicht doch lieber an die dicke Dame wendete, die ihr heute die Karte gegeben? Aber nein, nein, dann würde diese Erkundigungen über sie einziehen, erfahren, daß ihr Mann noch bei ihr, daß sie gelogen — o Gott, nein, sie war ja keine würdige Arme! Aufstöhnend birgt sie das Gesicht in den Händen.

Da legt sich plötzlich eine schwere Hand auf ihre Schulter. Töblich erschrocken fährt sie auf und erblickt dicht über sich das grinsende Antlitz ihres Peinigers, der mit gierigen Augen das Geld in der Schachtel mustert. Zu spät sucht sie es zu verbergen, er entreißt es ihr und stößt die mit ihm Ringende mit roher Gewalt zurück. Sie taumelt, fällt über den Stuhl und bleibt halb besinnungslos davor liegen.

„Dan! schön!“ höhnlacht der Mann und läßt das Geld in seiner Hosentasche verschwinden. „Das kommt mir gerade gelegen! Du falsche Ratter! So betrügst du mich. Ich mücht' dir's schon eintränken, aber die Zeit ist knapp — daß du's weißt, ich verreise! Habe das Hundeleben hier satt und 'ne feine Stelle in Aussicht. Wo — geht dich nicht an! Und wiederkommen is nich — verstehste mir — 'nen Mann haste gehabt!“

In das schmetternde Zuschlagen der Tür mischt sich ein halberstidter Schrei.

„Wilhelm!“ ruft das unglückliche Weib und streckt die Arme ins Leere. Dann schlägt sie hart mit dem Kopf auf die Diele, und das Bewußtsein schwindet ihr.

Als sie wieder zu sich kommt, liegt sie noch auf derselben Stelle, doch nicht allein — neben ihr lauert im bloßen Hemdchen ihr Ältester, und seine Tränen tropfen ihr ins Gesicht, während seine zitternden Ärmchen krampfhaft ihren Hals umschlingen.

Da ermannt sie sich, steht auf, reißt das Kind an ihre Brust und läuft wie gejagt in die Kammer. An dem Bette, wo die beiden Kleinen friedlich schlummern, kniet sie mit dem Knaben nieder, und unter heißen Tränen tut sie etwas, was sie, ach wie lange nicht mehr vermocht — sie betet.

Als sie nach langer Zeit sich wieder erhebt, da fühlt sie sich wie von Bergeslasten befreit. Nie hat sie sich weniger verlassen gefühlt als in dieser Stunde, wo der, der ihr Schutzherr, ihr Ernährer sein sollte, sich böswillig von ihr gewandt. Jetzt ist sie vorbei, die Komödie, ihr elendes Dasein vom Fluche der Lüge befreit. Jetzt kann sie in Ehren um Unterstützung bitten, und es gibt noch gute Menschen, man wird ihr helfen, sich einen ehrlichen Erwerb zu gründen und ein Vorbild an Fleiß und Rechtsschaffenheit zu werden — ihren Kindern.



Stimmung und Augenfarbe. Professor Wallace fordert das Urteil der Naturforscher über eine von ihm aufgestellte etwas sonderbar klingende Theorie heraus. Er will nämlich die Unterschiede in der Farbe des Lichts erklären, wie es in der Regenbogenhaut des Auges bei den einzelnen Menschen und Völkern widerspiegelt wird, indem er sie zurückführt auf eine natürliche Anpassung zum Schutz gegen äußere Einflüsse. Völker, die in Ländern wohnen, wo eine weniger grelle Beleuchtung herrscht, das Licht vielmehr gewöhnlich bläulich ist, sollen aus diesem Grunde blaue Augen haben, vergleiche die Schweden und Norweger. Deshalb sollen auch die Seelen meist blaue Augen haben. In der Nähe des Äquators dagegen oder in sandigen Gebieten wie in der Sahara und in Südafrika, wo meist ein grelles gelbes Licht herrscht, nehmen auch die Augen eine stark ins Gelbliche stichende Färbung an. Dafür seien Beispiele die Italiener und Spanier, die Kaffern und Malaien. Auf demselben Wege findet Wallace eine Erklärung dafür, daß die Schotten blaue, die Engländer graue, die Franzosen mehr dunkle Augen haben. Die ganze Frage ist sehr heikel, da die Statistik über die Farbe der Augen bei den verschiedenen Völkern noch viel zu wünschen läßt. Um so mißlicher erscheint es, eine solche Theorie zu wagen, nach der dann übrigens die Farbe der Augen bei den Mitgliedern ein und desselben Volks viel gleichartiger sein müßte, als es tatsächlich der Fall ist.

Denkspruch.

Mit fremden Menschen nimmt man sich zusammen,
Da merkt man auf, da sucht man seinen Zweck
In ihrer Kunst, damit sie nützen sollen;
Allein bei Freunden läßt man frei sich gehn,
Man ruht in ihrer Liebe, man erlaubt
Sich eine Laune, ungezähmter wirkt
Die Leidenschaft, und so verlesen wir
Am ersten alle, die wir am zartesten lieben.

Goethe.